

Trauern, um wieder lieben zu können

Tod und Sterben im Leben von Menschen mit einer geistigen Behinderung

Erik Bosch¹

Szenen aus dem Leben von Menschen mit geistiger Behinderung

In einer Wohngruppe sitzen alle beim Essen. Maria langt grimmig zu und sagt zwischen zwei Bissen: „Papa stirbt. Ist im Krankenhaus.“ Die meisten Mitbewohner essen weiter, einige murmeln zustimmend, andere missbilligend. Einer reagiert: „Mein Vater ist im Himmel, deiner auch.“

Frau Jantzen hat eben mit der Betreuerin Karin darüber gesprochen, dass ihr Mann kürzlich verstorben ist. Sie schließt das Gespräch mit folgenden Worten: „Wir finden, dass Karl besser nicht zur Beerdigung meines Mannes mitkommt. Ich denke, dass er damit überhaupt nicht klar kommen wird. Sie wissen ja, wie heftig er auf Veränderungen seiner Alltagsabläufe reagieren kann. Außerdem versteht er davon nichts. Er kann es nicht einordnen.“ Die Familie van Dijk hingegen findet, dass ihr Sohn Peter alles mitmachen und so viel wie möglich sehen soll. Sie denken dabei ans Abschiednehmen, an die Anwesenheit bei der Beerdigung und auch daran, ein Album mit Fotos von Peters Vater anzulegen. „Dann ist Papa immer bei dir, Peter“, sagt die Mutter.

Gea fragt ihren Betreuer Martin, ob ihre Mutter, die vor kurzem starb, nun im Himmel ist. Martin ist nicht gläubig, Gea aber auf ihre eigene individuelle Weise wohl. Wie soll Martin reagieren? Er entscheidet sich dafür, ihrem Erleben zu folgen. „Natürlich ist Mutter im Himmel, Mädele, das weißt du doch?“ „Aber sie liegt in einem Sarg unter der Erde“, reagiert Gea entschieden. „Wie soll das gehen?“

Meike und ich stehen am Grab ihrer eben beerdigten Freundin. „Muss ich jetzt weinen, Erik?“ fragt sie, und ihre Stimme klingt ratlos.

Die Bedeutung einer von allen geteilten Grundhaltung

Ein Klient, dieser eine Mensch, der unserer Hilfe anvertraut ist, ist sehr von unserer Vision abhängig. Das wird in diesem Beitrag noch mehrfach zur Sprache kommen. Wie würden Sie sich in den oben genannten Beispielen verhalten? Haben Sie in dieser Hinsicht mit ihren Kollegen dieselbe Wellenlänge? Sprechen Sie miteinander darüber im Team?

„Das machen wir dann, wenn sich etwas Schwieriges ereignet hat“, sagte eine Kollegin kürzlich. „Ist es nicht zu spät, irgendwie reaktiv?“ reagierte eine andere Kollegin. „Ich finde es sinnvoll, etwas vorausschauender zu sein und für solche Situationen Richtlinien vorzubereiten“. „Dafür brauchen wir eine Vision“, reagierte eine andere.

Haben Sie in Ihrem Team eine gemeinsame Haltung zum Thema Tod und Sterben im Leben Ihrer Klienten formuliert? Was bedeuten sie Ihrem Klienten?

Trauern: Ein sehr weiter Begriff. Lernen, loszulassen

¹ Übersetzung aus dem Niederländischen von Regina Humbert

Trauer ist natürlich ein sehr weites Feld. Es kann sich auf fast alles erstrecken. Trauern hat mit dem Verarbeiten eines Verlusts zu tun. Damit, sich in den erlittenen Verlust zu fügen.

Trauern heißt auch: Mit verletzten Erwartungen leben zu lernen, neue Erwartungen zu schaffen.

Trauern ist nötig und sinnvoll, so verrückt das auch klingt, wenn Sie jemanden verloren haben, den Sie sehr liebten. Trauer ist eine gesunde Reaktion auf eine sehr schmerzliche Situation.

Trauern bedeutet, einem Verlust einen Ort zu geben. Trauer ist der Ausdruck Ihrer Empfindungen. Sie können bekümmert sein, wütend, sich auflehnen, depressiv sein, rasend aufgrund Ihrer Ohnmachtsgefühle. Voller Schuld oder Scham. Oder von Dankbarkeit erfüllt für das, was gewesen ist. Oder auch durch die Tränen und den Schmerz hin das Schöne, Bereichernde sehen, das Sie mit jemandem gemeinsam hatten. Was Sie hatten und in gewisser Weise immer noch haben, holen Sie immer wieder vor Ihr geistiges Auge. Sie akzeptieren etwas oder auch nicht. Wie auch immer: Jeder Mensch kennt Trauer im eigenen Leben nur allzu gut. Es ist ein sehr weiter Begriff, der sich auf vielerlei Situationen beziehen kann.

Trauern ist eine Art von Abschied. Es hat mit dem Verlust von Sicherheit zu tun. Sie werden aus der Bahn geworfen. Ihre Mutter lässt Sie allein zurück, in der Schule, zwischen all den fremden Menschen. Ihr Freund oder Ihre Freundin hat Sie betrogen. Ihre Eltern lassen Sie im Stich. Ein Unglück bricht über Sie herein, Sie sind wie gelähmt. Nicht ohne Schmerzen verändert sich Ihre Weltanschauung.

Die Trauer verfolgt Sie wie ein Schatten. So berichtete mir der Vater eines schwer geistig behinderten Sohnes, dass er immer, auf bestimmte Art und Weise, in bestimmten Momenten und zu manchen Zeiten Trauer empfindet. Und das, obwohl er zu seiner großen Freude und Beruhigung weiß, dass sein Sohn sehr glücklich schon seit Jahren in einer Wohngemeinschaft lebt. Kürzlich heiratete seine älteste Tochter. Es war ein großartiges Fest, und Vater musste schrecklich weinen. Jeder dachte, es sei wegen seiner Tochter. Aber er dachte nur an seinen Sohn.

In diesem Aufsatz werde ich vor allem über Trauer aus Anlass eines Todesfalles sprechen.

Ein Foto meines Vaters: Ich empfinde noch immer Liebe für ihn

Gerade schaue ich in meinem Büro ein Foto meines Vaters an. Ich vermisse ihn nämlich (oft). Er starb 2002 und schaut mir noch oft über die Schulter. Das ist schön, wenn ein so geliebter Mensch mit auf die Dinge schaut. Ich spreche auch noch gelegentlich mit ihm, besonders, wenn ich zur Ruhe komme oder wenn ich Dinge tue, von denen ich denke: „Das hätte ich gerne mit Vater teilen wollen!“ Kennen Sie das, dass Sie noch viel mit jemandem beschäftigt sind, den Sie lieben, der oder die aber leider verstorben ist?

Mein Vater war schon früher einmal beinahe gestorben, vor ungefähr 25 Jahren. Zu der Zeit arbeitete ich als Betreuer für zwölf Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Vaters Todesgefahr konfrontierte mich ziemlich stark mit meiner eigenen Sterblichkeit. Ich stellte fest, dass ich vor dem Tod Angst hatte und dass ich Menschen mit geistiger Behinderung in dieser Hinsicht wenig zu bieten hatte. Logisch: Man tritt ja dem anderen mit dem gegenüber, was einen selbst ausmacht. Wenn der Tod im eigenen Leben wenig Raum einnimmt, kann man ihm auch im Leben eines anderen nur wenig Raum zugestehen.

Als die Mutter der geistig behinderten Miriam gestorben war, sollten wir ihr zusammen mit Miriam Blumen ans Grab bringen. Aber ich musste zum Zahnarzt!

Eine Frage: Welchen Einfluss haben Ihre Verlusterfahrungen auf den Umgang mit Verlusten und Trauer im Leben Ihrer Klienten?

Miranda liebt ihre Mutter immer noch

Miranda, 40 Jahre alt, hat eine schwere geistige Behinderung. Sie sieht die Welt quasi mit den Augen eines Kindes von drei Jahren. Sie wohnt in einer großen Einrichtung, in einer Gruppe mit anderen Menschen mit schwerer oder sehr schwerer geistiger Behinderung. Ihre Mutter besucht Miranda einmal die Woche, am Wochenende. Dann geht sie ein Stückchen mit Miranda spazieren und schiebt ihren Rollstuhl. Miranda kann nicht sprechen. Mutter singt Lieder, sie hören gemeinsam Musik. An Mirandas Gesichtsausdruck und Bewegungen kann man gut ablesen, welche Musik sie gern mag. Irgendwann kommt Mutter nicht mehr, Mutter ist gestorben.

Mehr als zwei Jahre später fängt Miranda an, auffällige Verhaltensweisen zu zeigen. Sie kann plötzlich aggressiv werden, schubst Begleiterinnen beiseite. Ihre Umgebung versteht diesen abrupten Stimmungswechsel nicht.

Auch Maria liebt ihre Mutter: „Der Tod gehört zum Leben!“

Maria, schwer geistig behindert, wird bei uns als burgundischer Typ bezeichnet: Viel essen, viel trinken und viel lachen. Eine enorme Rednerin. Vor kurzem ist sie in eine Wohnstätte gezogen.

Nach ungefähr acht Monaten stand sie morgens nicht aus dem Bett auf. Jedenfalls erst nach einigen Aufforderungen. Aber sie wollte nicht essen. Seltsam. Wieder einige Zeit später blieb sie ganz im Bett, magerte ab und sprach irgendwann kein Wort mehr. Ich wurde in meiner Zuständigkeit als Sonderpädagoge hinzugezogen und traf Maria in ihrem Bett an, zusammengerollt wie ein Fötus. Sie biss sich in die Handgelenke, riss sich die Kopfhare aus. Was war die Bedeutung dieses Verhaltens? Es war nicht zu verstehen.

Ich erkundigte mich nach Marias Geschichte. Vor acht Monaten war ihre Mutter gestorben. Mit der hatte sie allein zusammengewohnt (alle Geschwister hatten ihr Elternhaus verlassen und selbst schon wieder Kinder) bis Mutter starb. Wie war ihre Beziehung zueinander? Symbiotisch! Wie? Nun, wo Mutter war, war Maria, wo Maria war, war Mutter. Sie liebten einander sehr.

„Sicher war sie sehr betrübt“, vermutete ich. „Nein, davon haben wir nichts gemerkt.“ Keine Tränen, kein Trübsinn, kein Protest. Ihr Verhalten schien mir eine reaktive Depression zu sein. Eine ziemlich verspätete, offenbar unangemessene Reaktion auf einen einschneidenden Verlust. Der Psychiater bestätigte das und verschrieb zur Unterstützung Medikamente. „Sie sollten auch etwas im Hinblick auf ihr früheres Leben tun“, schlug er vor. Uns fiel auf, dass die Familie gesagt hatte, dass Maria besser nicht zur Beerdigung der Mutter kommen sollte. „Sie wird Mutter noch genug vermissen.“ Das ist eine – im Falle dieser Familie von Angst gesteuerte – auffällige Sichtweise, eine Sichtweise, die ich respektiere, aber überhaupt nicht teile. Es ist besser, Menschen mit einer geistigen Behinderung alles mittun zu lassen; auch der Tod gehört doch zum Leben. Wir sollten ihnen diesbezüglich nichts vorenthalten.

Tatsächlich reagierte Maria ebenso wie meine kleine Tochter Esther vor langer Zeit. Esther war ungefähr drei Jahre, als mein Schwager Selbstmord beging. Meine Schwägerin, die gerade mit ihrem ersten Kinder schwanger war, fand ihn im Flur.

„Wie seltsam, dass Robert tot ist“, sagte Esther zu mir, als wir bei Tisch saßen.

„Ja“, mir kamen die Tränen.

„Ich will ihm ein Bild malen“, reagierte sie. „Das ist schön!“

„Und das gebe ich ihm morgen, dann freut er sich!“

„Aber er ist tot.“

„Ich weiß ...“ Esther sah mich vergnügt an. „Aber Freitag will ich wieder mit ihm Fußball spielen!“ sagte sie begeistert. Esther hatte kein Todesverständnis, das begriff ich.

„Heute Abend gehen wir den Sarg ansehen“, sagte ich. „Was ist ein Sarg?“ fragte sie. Ich erklärte ihr, dass tote Menschen in einen Sarg gelegt werden. Am Abend standen wir gemeinsam vor dem Sarg.

„Schläft er?“ fragte Esther.

„Nein“, sagte ich. „Wenn Menschen tot sind, schließen wir ihre Augen oder sie sind von allein geschlossen.“

„Oh“, sagt sie und schwirrt weg. Esther hatte kein Todesverständnis.

Auch Maria nicht. Ebenso wie viele Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung. Denn das Verständnis vom Tod setzt eine gewisse geistige Entwicklungszeit voraus. Die Kunst besteht darin, Menschen, denen der Verlust nicht begreiflich wird, doch erleben zu lassen, was ihnen fehlt. Sie Schmerz erleben zu lassen. Denn:

Trauern ist ein Menschenrecht, jeder darf trauern

Wenn sie gut trauern können, können sie auch wieder lieben.

Also fuhren Marias Betreuer mit ihr in die elterliche Wohnung. „Man kann die Mutter begraben, aber das Band zu ihr nicht. Jedenfalls dann nicht, wenn man sie liebt.“ Im Schlafzimmer fing Maria an zu weinen: Sie erkannte es.

Sie gingen mit ihr zusammen ans Grab der Mutter. „Mama, ist dir nicht kalt da unten in der Erde?“ fragte Maria.

Gemeinsam mit Maria stellten sie ein Lebensbuch zusammen, ein Lebensbuch mit allerhand wichtigen Fotos von Mutter (und Vater), auf manchen Bildern ist auch Maria mit drauf. Und Maria erlebt den Schmerz, den Kummer. Der Verlust bekam einen Ort. Inzwischen ist Maria wieder burgundisch. Ihre Betreuer haben die Geschichte so in ihre Gegenwart geholt, dass sie nun wieder eine Perspektive erlebt. Eine ganzheitliche Menschensicht. Man lebt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Betreuer haben eine gute Arbeit geleistet!

Auffällige Reaktionen auf Verlust bei Menschen mit einer geistigen Behinderung

Offenbar reagieren – viele – Menschen mit einer geistigen Behinderung sehr auffällig auf Verluste. Und zwar gar nicht oder kühl, kalt und nüchtern oder bizarr, spontan, auffällig oder auf eine Weise, die uns bekannt vorkommt (wie wir das auch tun könnten). Wir können dabei vier Arten der Reaktion unterscheiden:

Keine Reaktionen: Viele Menschen wirken völlig unberührt. Wir können uns nur fragen, ob sie überhaupt wissen, was ihnen geschieht, ob überhaupt etwas zu ihnen durchdringt.

Kühl, kalt, nüchtern reagieren:

- „Peter ist tot, und heute Abend feiern wir meinen Geburtstag“, sagt Jan, Peters Freund, zwei Stunden nachdem dieser verstarb. Den Betreuerinnen ist dieses Verhalten peinlich, das Jan vollkommen unempfindlich sogar im Beisein von Peters Familie zeigt.
- Und Geske, deren Vater gerade unerwartet verstorben ist, fragt völlig unberührt: „Kriege ich jetzt Papas Aquarium?“ Viele Menschen mit einer geistigen Einschränkung scheinen unberührbar. Wir können uns häufig nur schwer in sie hineinversetzen.

Bizarr, spontan, auffällig reagieren:

- „Fliegt er jetzt in den Himmel?“
- „Kann ich mit in die Erde?“
- „Wird man ein Gespenst, wenn man tot ist?“

Bekannte Verhaltensmuster:

Eine letzte Gruppe von Menschen mit einer geistigen Behinderung zeigt Reaktionen auf Verlust, die mit den Reaktionen von Menschen ohne eine solche Einschränkung übereinstimmen. Sie sind still, düsterer Stimmung, geistesabwesend, sie weinen, sie werden depressiv, sie sind durcheinander, entrückt, zerrissen, sie können nicht schlafen, nicht essen. Sie können sich nur noch mit ihrem Verlust beschäftigen, damit, was in ihnen gestorben ist. Es scheint nur noch das zu bestehen, was verschwunden ist.

Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung reagieren nicht wesentlich anders auf Verluste

Menschen mit einer geistigen Behinderung reagieren auf Verluste entsprechend der Art und Weise, wie das Kind mit einem vergleichbaren geistigen Entwicklungsalter tun. Also gar nicht oder seltsam oder auffällig oder kühl oder auf eine Weise, in der wir das auch tun würden, eben entsprechend der oben genannten vier Punkte. Es hat immer mit dem Ausmaß ihres Todesbewusstseins zu tun.

Menschen mit einer sehr schweren geistigen Behinderung sehen die Welt hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten mit den Augen eines Kindes von null bis drei Jahren. Es gibt also kein Bewusstsein vom Tod. Krankheiten oder Sterben können Sie nicht gut mit einer Bedeutung in Verbindung bringen. Eine Nachricht von einem Todesfall wird nicht erfasst: Man wartet weiter auf den Besuch dieser Person. Konkrete, direkte Erfahrung ist für diese Menschen von wesentlicher Bedeutung.

Menschen mit einer schweren geistigen Behinderung erfassen die Welt mit ihrem Verstand ähnlich wie ein Kind von drei bis fünfzehn Jahren. Es fällt ihnen schwer, sich in jemand anderes hineinzuversetzen. Sie zeigen häufig sehr nüchterne Reaktionen auf eine Nachricht vom Tod. Den Verlust erleben sie häufig erst später. Wir sprechen von einem eingeschränkten Todesbewusstsein.

Menschen mit einer mittelgradigen geistigen Behinderung sehen die Welt in geistiger Hinsicht mit den Augen eines Kindes von fünfzehn bis acht Jahren. Viele von ihnen haben noch ein eingeschränktes Todesbewusstsein. Die Unumkehrbarkeit des Todes ist für sie keine definitive Gegebenheit.

Menschen mit einer leichten geistigen Behinderung betrachten die Welt mit den Augen eines Kindes zwischen acht und zwölf Jahren. Bei ihnen können wir von einem objektiven Todesbewusstsein sprechen. Ihre Trauerprozesse sind mit denen nichtbehinderter Menschen vergleichbar.

Menschen mit einer geistigen Behinderung trauern und können dabei unsere Hilfe brauchen: Einige professionelle Hilfsmittel

Noch einmal: Trauern ist ein Menschenrecht. Wenn wir Menschen mit einer geistigen Behinderung nicht unterstützen, wenn wir ihnen nicht helfen, einen Verlust zu erleben, zu erfassen, zu erfühlen, sich bewusst zu machen, dann sehen wir bei ihnen – das ist Praxiserfahrung – oft aufgeschobene, verspätete Trauerreaktionen oder auffällige Reaktionen, wie wir sie im Falle von Maria beschrieben haben. Durch das eingeschränkte Todesbewusstsein dringt weniger – viel weniger – zu ihnen durch.

Sie brauchen konkrete Erfahrungen, um etwas bewusst wahrzunehmen, muss man zuerst erleben, fühlen, sehen, sich bewusst machen und durchleben. Das Bewusstsein, das Erleben, der Schmerz sind nötig, um trauern zu können. Im Grunde können wir sagen, wir gönnen jedem seinen Schmerz. Tatsächlich! Vielleicht klingt es fremd, es hat aber nichts damit zu tun, dass wir Menschen Schmerz zufügen wollen, im Gegenteil! Aber: Schmerz erleben, den Verlust erleben, ist tatsächlich nötig, um das einordnen zu können, um trauern zu können. Und trauern ist nötig, um wieder lieben zu können und um zu gegebener Zeit zu erkennen, dass die Sonne wieder scheint, dass man wieder lebt.

Ohne zu trauern kannst du nicht lieben.

Und wenn du nicht liebst, dann wirst du nicht trauern. Warum solltest du trauern, wenn es keine Liebe gab? Es gibt dann keinen Grund dazu, es gibt jedenfalls nichts zu verlieren. Wenn es aber viel zu verlieren gibt, darf enorm getrauert werden, um später wieder lieben zu können.

Mein bester Freund starb mit 40 Jahren. Nach seinem Tod besuchte ich seine Frau gelegentlich. Nach zwei Jahren sagt sie: „Erik, heute habe ich zum ersten Mal wieder die Sonne scheinen gesehen.“ „Ach wie schön“, sage ich, „wie kommt’s?“ „Das kommt“, sagt sie, „weil ich so sehr getrauert habe.“

Sehen heißt glauben

Man muss ein Bild haben, eine Vorstellung. Sehen heißt glauben. Im Umgang mit Menschen mit einer geistigen Behinderung benutzen wir häufig vier professionelle Hilfsmittel, um ihnen bei ihrer Trauer zu helfen (damit sie schließlich auch wieder lieben können):

- visualisieren,
- konkretisieren,
- symbolisieren,
- ritualisieren.

Diese Hilfsmittel sind im Leben jedes Menschen wichtig, umso mehr bei Menschen, deren verstandesmäßige Fähigkeiten weniger weit entwickelt sind, die weniger abstrakt denken. Sie sind davon umso abhängiger.

Visualisieren: *Sichtbar machen, ein Vorstellungsbild schaffen. Einer Sache buchstäblich ein Gesicht geben. Indem wir etwas visualisieren, bekommen wir eine klarere Vorstellung davon.*

Johann sitzt am Bett seines Vaters, der an diesem Morgen gestorben ist. Johann stößt seinen Vater an, aber der bewegt sich nicht. „Komm Papa“, sagt Johann. Vater reagiert nicht. Mutter legt Johanns Hand auf Vaters Gesicht. Das fühlt sich kalt an. Johann sieht den Sarg mit Papa drin in die Erde sinken. Johann hat ein Foto seines Vaters bei seinem Bett. Mutter sieht es sich mit Johann zusammen häufig an, und dann sprechen sie über Papa.

Konkretisieren: *In eine konkrete Form bringen, eine Kontur geben. Etwas näher bringen, wodurch es für die Sinne fassbar wird. Das heißt konkret: als Form vorstellbar, einer Form oder einem Gegenstand verbunden. Wirklich bestehend, so wie es erscheint. Konkretion ist eine Gegenüberstellung zur Abstraktion. Konkretisierung macht das Unbenennbare benennbar, hält dasjenige, das weit weg ist oder weit weg scheint, wieder heran. Es macht manches fühlbarer als der abstrakte Begriff Tod.*

Johann fühlt mit seinem Tastsinn, dass Vater kalt ist. Je konkreter, desto besser. Es gilt die Faustregel: Lassen Sie Menschen mit geistiger Einschränkung im Prinzip alles mitmachen. Damit vereinfacht sich die Trauerverarbeitung. So nehmen wir Menschen ernst. Denn sie sind uns ähnlicher, als dass sie sich von uns unterscheiden. Der Ausdruck von Kummer, also die äußere Form des Schmerzes, ist oft eine andere, als die uns bekannten Ausdrucksformen. Aber der Kummer und der Schmerz selbst, die innere Seite, sind mit unseren Gefühlen übereinstimmend. Die Ausdrucksweise, die äußere Form, hat mit dem Entwicklungsalter zu tun, in dem die betroffene Person sich befindet.

Symbolisieren: *Sinnbildhafte Darstellung, in einem Symbol Ausdruck finden. Ein Symbol ist ein Zeichen, eine Verdichtung oder ein Objekt, mit dem ein bedeutungsvoller Sachverhalt in seinem Kern wiedergegeben wird.*

Ein Grab, das Elternhaus, ein Foto und eine Kerze: Das alles sind Symbole. Das Grab ist ein Ort für Erinnerungen. Ebenso das elterliche Haus. Es steht für eine Lebensgeschichte, für eine Anzahl essentieller und emotionaler Momente im Leben eines Menschen. Ein Foto verweist auf einen Verstorbenen (so kann ich jemanden der verschwunden ist, doch bei mir behalten), ebenso die Kerze. Symbole können helfen, die Vergangenheit doch im hier und heute zu bewahren.

Es gibt persönliche Symbole

Schon vor Jahren ist Sven, der Bewohner einer Wohnstätte, verstorben. Das hat damals Svens Mitbewohner tief beeindruckt. Sven war noch jung, 44 Jahre alt. Er war ein begabter Maler und immer mit diesem seinem Hobby beschäftigt. Wenn man an Sven dachte, dann dachte man an Bilder. Er war sozusagen ein wandelndes Bild.

Sein schönstes Bild hängt nun im Wohnzimmer an hervorragender Stelle gegenüber dem Esstisch. An speziellen Tagen, z. B. seinem Geburtstag oder zu Weihnachten und Ostern brennt auf einem Ständer vor diesem Bild eine große Kerze. Dann wird auch immer über Sven gesprochen. Und oft auch über andere Menschen, die gestorben sind: Väter, Mütter, Bekannte. Diese Erinnerungen sind ein wichtiges Ritual, das jedes Jahr einige Male vollzogen wird.

Dieses Bild von Sven ist ein Symbol. Es vergegenwärtigt einen Verlust. Das Bild symbolisiert Svens Leben, es steht für seine Lebensgeschichte und hält die Vergangenheit lebendig.

Es gibt kollektive Symbole.

Saskias Vater ist tot. Saskia selbst ist eine noch junge Frau und geistig behindert. „Papa ist im Himmel“, sagt sie. Dabei zeigt sie immer ausdrücklich nach oben, zum Himmel, der manchmal blau ist und ein anderes Mal grau, manchmal hell, ein anderes Mal dunkel.

Georg ist ein sehr gläubiger Mann mit einer mittelschweren geistigen Einschränkung. Auch sein Vater ist im Himmel, davon ist er überzeugt. Er vermisst Papa. Später einmal, so sagt er mir, wird er zu ihm gehen.

Der ziemlich ungläubige Thomas fragt mich: „Trinken sie im Himmel auch Bier?“ Ich bin mir unsicher und sehe ihn an. „Was denkst du?“ reagiere ich. „Ich hoffe doch!“ sagt er entschieden. „Soll ich dir mal was sagen?“ locke ich ihn. „Ja!“ antwortet er ziemlich neugierig. „Junger Mann“, sage ich dann mit fester Stimme, „sie trinken im Himmel unglaublich viel Bier!“ „Was für ein Glück“, seufzt er. Es ist, als ob eine Last von seinen Schultern fällt. „Das ist gut für Papa. Und für mich auch.“

***Ritualisieren:** Einer Handlung eine rituelle Funktion geben, wodurch man von einer Wirklichkeit in eine andere wechseln kann. Riten machen Übergänge, Passagen möglich.*

Vom Leben zum Tod übergehen, das ist eine bemerkenswerte Passage. Etwas, das nur sehr schwer vorzustellen ist; und zwar für Menschen mit und für Menschen ohne eine geistige Einschränkung. Mit einem Ritus, mit rituellem Verhalten ermöglichen Menschen es sich, verschiedene aufkommende Emotionen zu kanalisieren, zu ordnen und zu versuchen, die Wirklichkeit im Griff zu behalten. Ein Ritus hat die Funktion, eine Situation zu meistern. Es hilft, das zu meistern, was uns überkommt, es zu verarbeiten, es hervorzurufen, ihm auf gewisse Weise einen Ort zu geben.

Rituale vollzieht man oft in Gemeinschaften in Verbundenheit mit anderen. Es gibt viele Rituale. Denken Sie an Gebete, die letzte Ölung, das Singen von Liedern in der Kirche oder in der Friedhofskapelle (religiöse Lieder, aber auch Lieder, die dem oder der Verstorbenen zugeschrieben werden), das Entzünden von Kerzen, das Vorlesen einer Lebensgeschichte, das Begräbnis, ein Gruß an den Verstorbenen, eine schöne Zeichnung oder einen anderen wichtigen Gegenstand, den man mit ins Grab legt, was auch immer, wenn es nur eine Bedeutung im Sinne des Verstorbenen hat.

Was Lieder anbelangt: Gerhard, ein Mann mit einer schweren geistigen Behinderung, hatte in seinem Zimmer das folgende Lied oft und laut gespielt: „Und wenn wir nach Korea gehen, Genever, Genever ...“ Dieses Lied wurde beim Trauergottesdienst aus voller Brust von vielen seiner Mitbewohner gesungen, und sie alle verstanden gut, dass es hier um Gerhard ging, um niemanden weniger als Gerhard. So wird es Gerhard auch gewollt haben, sagten Verwandte und Betreuer. Er war nämlich ein fröhlicher Mann, er genoss sein Leben sehr. Durch dieses Lied wurden wir ihm gerecht, erwiesen ihm eine Ehre. Und es war schön, gemeinsam das Lied – für ihn, aber auch für uns selbst – zu singen.

Nochmals: Die Bedeutung einer klaren, von allen mitgetragenen Vision, der Haltung und kritischen Selbstreflexion.

In meinem ersten in Deutschland erschienen Buch (Bosch 2000) schrieb ich über die Bedeutung der drei Faktoren einer Begegnung: Grundhaltung, Haltung und kritische Selbstreflexion. Ein Klient hat ein Recht auf eine klare, von allen getragene Grundhaltung.

Es geht dabei um Normalisierung: Menschen so zu begegnen, wie man selbst möchte, dass andere einem entgegentreten („Würden Sie tauschen wollen?“). Es geht um Emanzipation, wobei der Klient mit seinen Normen und Werten im Zentrum steht. Es geht auch um Selbstständigkeit: Was jemand selbst kann, das macht er auch selbst. Im Prinzip geht es um Selbstversorgung.

Ihrer Grundhaltung geben Sie mit Ihrer Haltung, in der Sie dem anderen gegenüber treten, Ausdruck. Ihre Haltung ist sozusagen die dynamisierte Grundhaltung. Sie entspringt Ihrem Herzen, Ihrer Seele. Sie können von einer Grundhaltung beseelt sein. Haltung heißt unter anderem, dass Sie sich aktiv in die Erlebenswelt eines anderen hineinversetzen (wollen), die Bedeutung seines Verhaltens ergründen, positiv und kritisch zusammenarbeiten wollen (also zu Gunsten des Klienten in Zusammenarbeit investieren). Für Ihre Haltung ist die kritische Selbstreflexion von größter Bedeutung. Was ist der Effekt Ihres Handelns auf das Wohlbefinden eines Klienten?

Grundhaltung: Der Tod gehört zum Leben, und zwar auch zum Leben von Menschen mit geistiger Einschränkung. Wir enthalten ihnen nichts vor. Und folglich geben wir ihnen z. B. auch die Chance, ihrem Verlust Raum zu geben, indem wir ihnen helfen zu trauern, indem wir die professionellen Hilfsmittel Visualisierung, Konkretisierung, Symbolisierung und Ritualisierung einsetzen.

Bei Meike war das nicht so. Sie hatte gesehen, wie ihr Vater ins Krankenhaus kam. Sie war nicht bei der Beerdigung. „Sie hat sich bei solchen Gelegenheiten nicht im Griff“, fand ihre Mutter. „Ich möchte ihr das nicht antun.“ Später haben wir mit einem großen Widerstand Meikes zu tun, als sie selbst ins Krankenhaus zu einem Spezialisten gehen soll. Ihre Vorstellung ist, dass man nicht zurückkommt, wenn man in ein Krankenhaus geht. Noch später zeigt Meike ziemlich besondere Verhaltensweisen. Sie wird stiller, aber auch lebhafter: Man spricht von offenbar nicht zu erklärenden Stimmungsschwankungen.

Haltung: Einer Grundhaltung geben wir Ausdruck, indem wir unter anderem Menschen mit Behinderungen lehren, mit welchen Erwartungen wir leben müssen, und sie in alles einbeziehen.

- Ein toter Vogel liegt im Garten, wir begraben ihn gemeinsam. Eine Todesanzeige: Wir lesen sie vor (das ist Vorleben). Wir gehen zu einer Totenfeier.
- Die todkranke Mariska hat darf in ihrer eigenen Wohnung sterben, mit den übrigen Bewohnern in der Nähe. Alle dürfen Abschied nehmen, jeder auf seine oder ihre eigene Weise.

Haltung in diesem Sinne ist Vorbildhaltung. Sie können den Umgang mit Tod und Sterben vorleben, indem Sie mit Ihrem Verhalten zeigen, dass Tod etwas todnormales ist, dass Tod nun einmal einfach dazugehört.

Sie können natürlich mit ihrer Haltung auch das Gegenteil zeigen. Sie können akzeptieren, sie können negieren. In diesem Sinne üben wir einen großen Einfluss auf die Menschen, die unserer Betreuung anvertraut sind, aus. Wenn wir ihnen etwas darüber sagen, Dinge zeigen, können Menschen damit vertraut gemacht werden. Menschen mit dem Sterben vertraut zu machen, kann ein Teil Ihrer Profession zu sein. Oder, leichter formuliert, Menschen helfen,

mit dem Sterben so umzugehen, dass es zu bearbeiten ist, kein Tabu, sondern ein Teil des Lebens sein kann.

Kritische Selbstreflexion: Sich mit sich selbst zu befassen ist die beste Übung, anderen Raum zu schaffen. Es ist das eigene Selbst, mit dem man anderen gegenübertritt. Haben sie damit Glück oder Pech? Beschäftigen Sie sich damit, was der Effekt Ihres Handelns auf das Wohlbefinden der anderen ist. Inwieweit sind Sie selbst vertraut mit dem Thema Tod? Mit kritischer Selbstreflexion finden Sie heraus, ob Sie eine Haltung zeigen, die der miteinander abgesprochenen Grundhaltung gerecht wird (eine Bezugsgröße). Steht der Klient für Sie tatsächlich im Mittelpunkt? Gelingt es uns, mit dieser Haltung wirklich beim Erleben dieses einen Menschen anzusetzen? Das ist jedenfalls die Grundhaltung! In meinem zweiten in Deutschland erschienen Buch (Bosch 2004) stelle ich in einem Kapitel über Normen und Werte die Frage, ob der Klient mit seinen Normen und Werten tatsächlich im Mittelpunkt steht. Ob er die Norm bestimmt. Ich selbst muss mit dem Einbringen meiner eigenen Normen und Werte zurückhaltend sein (in Bezug auf diesen vorliegenden Artikel heißt das z. B., dass es im Himmel viel Bier gibt). Mit unseren Normen und Werten treten wir denen eines Klienten gegenüber.

Einige Fragen: Kennen Sie Ihre eigenen Normen und Werte? Und kennen Sie die Ihrer Kolleginnen und Kollegen? Sprechen Sie darüber miteinander? Investieren wir so in unsere Zusammenarbeit, dass wir dann gut in Klienten investieren können? Ist bei uns die Rede von zusammen arbeiten oder von zusammenarbeiten? Davon ist ein Klient ziemlich abhängig!

Kritische Selbstreflexion in einem gut funktionierendem Team: Raum für Emotionen auf professionelle Weise

Der Tod oder das Sterben eines Menschen, dessen Betreuung Ihnen anvertraut ist, konfrontiert Sie mit sich selbst. Es berührt Sie. Wer sind Sie selbst im Hinblick auf Tod und Sterben? Wie betrachten Sie den Tod? Ist es ein Thema, mit dem Sie noch nicht in Berührung gekommen sind, oder haben Sie damit viel Erfahrung? Erfahrungen mit diesem Thema können sehr unterschiedlich sein. Das hängt natürlich mit den unterschiedlichen Erziehungs- und Entwicklungsverläufen von Menschen zusammen. Jeder Mensch hat eine einzigartige Lebensgeschichte, eine eigene Geschichte, die die jeweilige Haltung färbt. Ich komme noch einmal auf meine persönliche Geschichte mit meinem Vater zurück. Vor etlichen Jahren wurde ich plötzlich nach Hause gerufen. Mein Vater war als Notfall ins Krankenhaus gekommen. Ich bekam einen großen Schrecken und hatte Angst, ihn zu verlieren. Es folgte eine risikoreiche Operation. Bekommen verfolgte ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern die Ereignisse. Einige Zeit später bekam ich selbst ein beklemmendes Gefühl in der Brust. Ich dachte, dass etwas mit meinem Herzen nicht in Ordnung wäre. Der Arzt stellte Hyperventilation fest. „Wovor hast du Angst?“, wollte er wissen. Ich wusste es nicht.

Aber als ich bewusster darüber nachdachte, stellte ich fest, dass der Tod meines Vaters mich sehr mit meiner eigenen Endlichkeit konfrontierte. Damit konnte ich nicht umgehen. Ich wollte nichts davon wissen. Ich hatte eine Heidenangst vor dem Tod. Alle Gedanken darüber und aufkommende Emotionen unterdrückte ich. Je mehr ich das tat, desto verkrampfter wurde ich mit allen damit verbundenen Beklemmungen. Ich war in dieser Zeit nicht gut beisammen und keineswegs im Gleichgewicht mit mir selbst. Ich ließ (den Gedanke an) den Tod in meinem eigenen Leben nicht zu.

In dieser Zeit arbeitete ich als Betreuer für Menschen mit einer geistigen Behinderung. Ihren Erfahrungen mit und Fragen zu Tod und Sterben ging ich selbstverständlich lieber aus dem

Weg (Der Vater eines Bewohners starb; es wäre wichtig gewesen, mit einer Bewohnerin das Grab ihrer Mutter zu besuchen; jemand verlangte Trost). Sie konfrontierten mich zu sehr mit meiner eigenen Angst, meinem eigenen Unvermögen. So konnte es nicht weitergehen, ihret- und meinetwegen nicht.

Ich ließ den Tod wieder in meinem Leben zu, indem ich mehr auf mich selber achtete, darüber sprach, Gefühle teilte, indem ich las und nach den Gründen meiner Schwierigkeiten, mit Angst umzugehen, suchte. Anfangs war dies beängstigend, aber nach einiger Zeit erwies es sich als befreiend. Je mehr Raum ich dem Thema Tod und überhaupt Verlust zugestand, desto weniger Last empfand ich dabei und desto mehr Raum konnte ich anderen geben. Ohnmacht anzunehmen bewirkt in bestimmten Momenten ein großartiges Gefühl (nicht im romantischen Sinne). Nun gelang es mir, mit anderen Menschen über ihre Probleme und Ängste zu sprechen, Menschen zu trösten. Ich stand nicht mehr mir oder anderen im Weg.

Vor allem diese Erfahrung, die mein Leben so weitgehend beeinflusste, hat mich einsehen lassen, wie abhängig andere Menschen von meiner Haltung sind. Das ist der stärkste Anstoß für mich gewesen, über den Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung zu schreiben.

Welches ist Ihre Geschichte im Hinblick auf Tod und Sterben?

„Wenn Sie sich selbstkritisch betrachten, kann es auch sinnvoll sein, den eigenen Lebenslauf unter die Lupe zu nehmen. Vieles von Ihrem Handeln wird dadurch erklärt. Sie finden dort Andeutungen, warum Sie sich verhalten, wie Sie sich verhalten. Ihre Geschichte liefert einen wichtigen Beitrag zu Ihrer Haltung. Sie sind zu der Person geworden, die Sie heute sind. Hinter Ihrem heutigen Verhalten verbirgt sich eine Geschichte. Diese Geschichte klar(er) zu bekommen, kann (bisher) verborgene Bedeutungen Ihres Verhaltens aufdecken. Es kann auch zu einem besseren Verständnis Ihrer Kolleginnen und Kollegen für Ihr Handeln führen“ (Bosch 1994, 145).

Der Blick auf die einzigartige Erziehungs- und Entwicklungsgeschichte Ihrer selbst und deren Einfluss auf Ihr heutiges Handeln ist eine Form kritischer Selbstreflexion. Kritische Selbstreflexion als solche ist der wichtigste Aspekt einer positiven Grundhaltung. Was ist der Effekt Ihres Handelns auf das (Un)Wohlbefinden anderer Menschen? Es ist gut, wenn Sie sich damit beschäftigen können, welche Gefühle durch Sie hervorgerufen werden, wenn Sie die Emotionen, Freude oder Verdruss anderer Menschen erleben. Es ist gut zu wissen, wie man mit Grenzen umgeht, ob man sie erweitern oder verstärken muss zu Gunsten des Wohlbefindens Ihres Klienten, aber auch zu Gunsten Ihres eigenen Wohlbefindens. Je besser Sie sich selbst kennen, desto besser gelingt es Ihnen, andere zu kennen. Je besser Sie für sich selbst sorgen, desto besser können Sie für andere sorgen.

Innerhalb eines Teams kommen wir mit einer ganzen Reihe von Geschichten miteinander in Berührung (oder auch nicht). Alle diese Geschichten bilden die größere Geschichte, innerhalb derer wir arbeiten, im Umgang miteinander, im Umgang mit Klienten. Eine These: „Innerhalb unseres Teams kennen wir unsere persönlichen Erziehungs- und Entwicklungsgeschichten. So verstehen wir einander besser und können auch mit Klienten besser umgehen.“

Einige Fragen: Kennen wir einander im Team? Was bedeuten wir einander? Wie gut muss oder darf man einander kennen? Was bedeutet in diesem Sinne eigentlich professionell? Wir dürfen doch die Schwachstellen der anderen nicht aufdecken? Oder doch?

Nein, wir müssen unsere wechselseitigen Schwachstellen nicht aufdecken. Und wir müssen auch nicht unbedingt miteinander in Therapie gehen. Aber, es geht um funktionelle Argumente: Wissen Ihre Kolleginnen und Kollegen, wie Sie Tod und Sterben betrachten? Und wissen Sie es von Ihren Kollegen? Wie erleben wir das? Wenn Sie als Ausgangspunkt eine Haltung vertreten, die davon ausgeht, dass der Tod zum Leben gehört, und davon ausgeht, dass Sie dies mit Ihrer Haltung gestalten, kommen Sie auch Ihren Kollegen entgegen und werden hinter den Funktionen den Menschen mit seinen Emotionen antreffen. Es ist gut, kritische Selbstreflexion zu beherrschen.

Spannungsfelder der kritischen Selbstreflexion

Beherrschen versus Loslassen

In Asien sagt man: Alles loslassen ist die höchste Form der Beherrschung.

Zu viel beherrschen gibt anderen Menschen zu wenig Raum. Zu viel loslassen kann beinhalten, dass man jemanden im Stich lässt. In diesem Spannungsfeld erkennen Sie auch die Polarisierung zwischen Autonomie und Schutzbedürftigkeit wieder (siehe auch Bosch 2002).

Maria fragt auf dem Friedhof ihre Mutter: „Mama, ist dir nicht kalt da unten in der Erde?“ Sie fängt an zu weinen. Auch die Betreuerin beginnt zu weinen. „Tut mir leid, dass ich mich so gehen lassen habe“, sagt sie später zur Gruppenleiterin.

„Dass du dich so gehen liebst?“, fragt diese überrascht. „Mensch, das ist doch okay?“ „Nein, das möchte ich nicht“, reagiert die Betreuerin.

„So kenne ich dich“, sagt die Gruppenleiterin. „Mir ist schon aufgefallen, dass du immer über die Bedeutung der Struktur im Leben der Klienten sprichst. Denkst du dann eher an die Klienten oder an dich selbst?“

Es folgt ein Gespräch. Die Betreuerin will lernen, besser loslassen zu können.

Bei einer Beerdigung lassen die Betreuerinnen sich ganz gehen, zeigen starke Emotionen. So stark, dass sie die Mitbewohner nicht mehr sehen. Man kann auch zu sehr loslassen.

Fragen: Welche Position haben Sie im Spannungsfeld Beherrschen versus Loslassen? Welche Position hat Ihre Kollegin? Wissen Sie das voneinander? Tauschen Sie Ihr Selbstbild (das Bild, das Sie von sich selbst haben) und die Vorstellung (das Bild, das jemand anderes von Ihnen hat) einmal aus. Kennen Sie einander?

Abstand versus Nähe: Maximale Betroffenheit unter Wahrung der Distanz

Wie nahe kommen Sie einem Klienten? Wie betrifft Sie seine Situation? Wie empathisch reagieren Sie? Wie fühlt es sich an, wenn Sie mit ihm fühlen?

Wie methodisch arbeiten Sie? Wie systematisch? Wie spontan sind Sie? Im Spannungsfeld Abstand versus Nähe sprechen wir im Prinzip über methodisches Arbeiten: Sie verfolgen Ihre Aufgabe bewusst, zielgerichtet, methodisch, ohne Spontaneität zu verlieren.

Sie können so viel Abstand halten, dass Sie wie ein Roboter wirken („Lassen Sie etwas von sich selbst sehen!“). Sie können so nahe stehen, dass Sie sich in dem anderen verlieren und

von Emotionen überlaufen („Handele methodischer!“); tatsächlich sind Sie dann gar nicht mehr so nahe. Das ist doch spannend: Methodik mit einem menschlichen Gesicht. Die Kunst besteht darin, maximale Betroffenheit zu zeigen und dabei Distanz zu wahren. Eine schöne Aufgabe!

Miriam sitzt bei Marten am Bett. Marten hat nicht mehr lange zu leben. Sie hält seine dünne, ausgemergelte Hand. Sie kennt Marten gut. Sie hat ihn lange versorgt. „Versorgen dürfen“, sagte sie vor kurzem mit Stolz. Früher war er ein dickköpfiger, eigenwilliger Mann. Viel ist davon nicht mehr übrig geblieben. Manchmal bekommt sie noch ein Lächeln von ihm, das findet sie so wertvoll, so unglaublich bereichernd. Und es schneidet ihr doch auch in die Seele! Mit den Kollegen und den Gruppenleitern wird regelmäßig darüber gesprochen, welche Emotionen dies hervorruft, ob Miriam gut damit klarkommt. Denn Sterbenbegleitung macht man bei einer Person nur einmal. Auch Abschiednehmen. Es kommt einem sehr nahe.

Zum Thema Sterbenbegleitung: Als Pädagoge erlebte ich die folgende Geschichte. Ein Mann mit einer sehr leichten geistigen Einschränkung, Gerd, hatte nicht mehr lang zu leben. Er hatte eine fortschreitende Form von Darmkrebs. Ein Betreuer setzte sich für eine Viertelstunde zu ihm ans Bett und streichelte ihn dann und wann. Er erfrischte sein Gesicht mit einem Waschlappen. Als er Anstalten macht, das Zimmer wieder zu verlassen, flüstert Gert: „Danke für das Gespräch.“

Fragen: Wo ist Ihr Standpunkt im Spannungsfeld von Abstand und Nähe? Wo der Ihrer Kollegen? Wissen Sie in dieser Hinsicht über einander Bescheid? Was bedeuten Sie einander in dieser Hinsicht?

Arbeit versus Privatheit

Es gibt eine Arbeitswelt; es gibt eine Privatwelt. Diese zwei Welten dürfen und sollen nicht zu viel durcheinander geraten, obwohl Sie sie möglicherweise nicht ganz voneinander trennen können oder trennen müssen. Sie können aber (zu) viel mit nach Hause nehmen.

Bei Ihrem Verhalten bei der Arbeit könnte ein anderer doch denken: „Kannst du nicht diesen Schleier ein wenig lüften, denn ich kann mich des Eindrucks nicht entziehen, dass die Art und Weise, wie du reagiert hast, mit deiner Privatsituation zu tun hat.“

Hier ist es wie mit allem: Man muss die Balance suchen. Auf jeden Fall gilt, dass Emotionen sozusagen das Schmieröl der Maschine sind. Die Kunst besteht darin, ihnen den Raum zu lassen, den Sie verdienen, und angemessen mit ihnen umzugehen.

Funktion und Emotion

Die eben genannten drei Spannungsfelder müssen auch noch mit einem weiteren Spannungsfeld abgeglichen werden, nämlich dem von Funktion und Emotion.

Es gehört zu Ihrem Aufgabengebiet, mit Emotionen umzugehen. Je besser Sie das tun, desto besser können Sie mit den Emotionen eines anderen umgehen. Alles hat mit Beziehungen zu tun. Sie treten mit Ihrer Geschichte der Ihres Gegenübers entgegen. Empfinden Sie das als eine Beziehung? Keine Beziehung ist auch eine Beziehung.

In einem gut funktionierenden Team geht man kollegial miteinander um. Eine junge Frau stirbt. Eine Betreuerin sagt: „Die eigene Sterblichkeit kommt dir so nahe. Das ist sehr beein-

druckend. Ich habe oft Abwehr dagegen erlebt. Luise hätte es noch so schön haben können. Mein Bild war folgendermaßen: Wenn Menschen sterben, sind sie alt. Jungen Menschen passiert das nicht, das gehört sich nicht. Zuerst war ihre Mutter bereits gestorben, ein Bruder von ihr war ernstlich erkrankt, mit dem Vater ging es auch nicht gut. Dann dachte ich: Das ist so gemein, das stimmt so nicht. Mein Glaube wurde in der Zeit ins Wanken gebracht. Ich habe dabei auch viel gelernt. Meine eigene Mutter, mein Vater und ein Bruder sind gestorben. Wenn man das überstehen will, ist man nachher immer stärker. Es ist gut, das zu durchleben. Durch solche Situationen lernt man sich selbst besser kennen. Man erweitert seine Grenzen. Ich durfte Luise pflegen, auch ganz intime körperliche Pflege gehörte dazu. Man kümmert sich um eine Person, man wäscht sie, auch wenn sie gestorben ist. Durch diese Art von Erfahrungen gehe ich weniger künstlich mit jemandem um, der gestorben ist. Die Erfahrung mit einer Leiche ist nicht bedrückend. Es ist noch stets dieselbe Person, nur das Leben ist aus ihr entwichen“ (Bosch 1996, 131).

Ein gut funktionierendes Team macht es Ihnen einfacher, Ihre Arbeit adäquat und mit Freude auszuüben. Das wiederum kommt der respektvollen Begegnung mit Klienten zu Gute.

Innerhalb eines gut funktionierenden Teams

- ist die Haltung gegenüber Tod und Sterben bekannt, man hat eine gemeinsame Vision formuliert, und die wird in der Haltung aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitgetragen;
- gibt es Raum für Emotionen, ohne sich darin zu verlieren (Ihre Emotionen dürfen Ihrer Arbeit nicht im Wege stehen);
- dürfen Menschen verschieden sein (Wie kann ein Klient einzigartig sein?);
- fühlen Sie sich durch Ihre Kollegen unterstützt;
- weiß man um die zuvor genannten Spannungsfelder;
- kennt man untereinander seine Kräfte (Qualitäten) und Schwächen, zwei Seiten derselben Medaille;
- macht man Gebrauch von den Qualitäten im Team und unterstützt einander bei Schwächen.

Ein gut funktionierendes Team braucht gutes Coaching

Kennen wir einander? Interessieren wir uns – tatsächlich – füreinander? Wissen wir, woran wir sind? Sorgen wir gut füreinander im Team? Ein gut funktionierendes Team braucht gutes Coaching. Von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erwarten wir, dass sie das Erleben ihrer Klienten erfassen. Von einem Coach, dem Gruppenleiter, erwarten wir, dass er das Erleben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erfasst. Es gibt dabei keine Unterschiede. Das Interesse aneinander erstreckt sich über alle Beziehungen, durch alle Ebenen der Hierarchie.

Jan berührt Karin sachte. „Das macht dir zu schaffen, ja, dass Luise nicht mehr da ist?“

Eine These: „Ich werde gut gecoacht. Folglich kann ich auch Klienten gut coachen.“ Oder: „Es wird gut für mich gesorgt, folglich kann ich auch gut für andere sorgen.“ Wie funktioniert das in Ihrem Team, in Ihrer Einrichtung?

Kultur und Struktur

Meine Ausführungen bringen mich zur Frage der Kultur von Organisationen. Eine offene Kultur ist eine Kultur, innerhalb derer man Verbindungen miteinander knüpft. In denen man

sich miteinander verbunden fühlt. In denen man miteinander zu tun hat. Eine bestimmte Mentalität pflegt. In denen man sich für Prozesse, die sich ereignen, interessiert. Wo man bewusst einer Vision folgt.

Diese Kultur verlangt nach einer bestimmten Struktur. Unter Struktur verstehen wir die Linien, entlang derer einer Kultur Gestalt gegeben wird: In einem Treffen, in einer Arbeitsgruppe. Klare Strukturen ermöglichen die Beschäftigung und das Reflektieren über Fragen und um den professionellen Umgang mit Verlust und Trauer. Kultur und Struktur sind die zwei Angelpunkte der professionellen Kommunikation. Jeder einzelne Klient mit einer geistigen Beeinträchtigung, für den wir das alles tun, ist davon sehr abhängig.

Fragen: Wie sehen Kultur und Struktur in Ihrer Organisation aus? Tragen Sie bei zu einem professionellen Umgang mit Verlust und Trauer, mit Tod und Sterben im Leben von Menschen mit einer geistigen Einschränkung?“

Kurzfassung

Tod und Sterben spielen auch im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung eine Rolle und dürfen nicht tabuisiert werden, wenn die Menschen eine Chance haben sollen, trauern und ihre Trauer überwinden zu können. Dazu ist nötig, dass sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und auch die Teams insgesamt kritisch mit ihrer eigenen Haltung zu Tod und Sterben auseinandersetzen und offen darüber sprechen. Trauer wird als ein Menschenrecht angesehen, das auch Menschen mit geistiger Behinderung nicht vorbehalten werden darf.

Erik Bosch.

Liebe Kolleginnen und Kollegen in deutschsprachlichem Gebiet, möchtet Ihr mehr lesen wollen über dieses beeindruckende Thema, dann verweise ich euch gerne nach „Tod und Sterben im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung“ (E. Bosch), ein Buch mit sehr vielen praktischen Beispielen. Dieses Buch wird viel gelesen in Deutschland. Das Interesse nimmt zu. Und das ist gut, denn wir sollten Menschen, unserer Unterstützung anvertraut, professionell unterstützen, auch auf diesem Gebiet!

Erik Bosch: „**Alles ist Beziehung**“.

Erik Bosch (Heilpädagoge arbeitet als Autor, Trainer und Berater in der sozialen Arbeit in Europa. Er hat 16 Bücher zu den Bereichen Grundhaltung, Begegnung, professionelle Kommunikation, Aufklärung, Sexualität, Missbrauch, Tod und Sterben sowie moralische Dilemmata herausgebracht. 2011 erschien sein Basisbuch über respektvolle Begegnung in Deutschland: „Respektvolle Begegnung: selbstbestimmtes Leben“

Er veranstaltet Fachtagungen und Inhouse-Schulungen für (sehr) große Gruppen (die Gruppen werden immer grösser). Er entwickelt mit Ellen Suykerbuyk (Sexuologin) Spiel- und Lernmaterialien, insbesondere für Menschen mit geistiger Behinderung. Zusammen mit Ellen war er Geschäftsführer einer Tagesstätte für Menschen mit geistiger Behinderung und interessantem Verhalten.

Seit 2015 ist er auch Kinderbuchautor! In Deutschland erschienen: „Sophiechen und das Geheimnis des Froschs“ und „Sophiechen und die Zuckerbäuchlinge“. Motto dieser Bücher: „Es ist normal verschieden zu sein!“ (Bewertungen auf Amazon.de). Erik arbeitet jetzt an „Sophiechen und Fischmann“.

Ellen und Erik haben drei Laden in Arnhem, wo auch einige Menschen arbeiten, die autistisch denken.

Motto von Trainer, Entertrainer, Entertainer Erik: „**Alles ist Beziehung**“.

„Meine Kinderbücher“, sagt Erik, „haben dasselbe Ziel wie meine Fachbücher: Raum für Vielfalt. Welcher Reichtum ist das eigentlich, wenn man gut darüber nachdenkt: dass Menschen so verschieden sind! Und dass man sich selbst sein „darf.“ Darf! Nicht? Welches Glück! Und dass Menschen mit dieser Verschiedenheit in Frieden, in Ruhe zusammenleben können. Man kann zusammen leben und zusammenleben. Ein ziemlich aktuelles Thema, glaube ich.“